

# Leseprobe

**Fritz J. Raddatz**

**Ich habe Dich anders gedacht**

Originalausgabe

112 Seiten. Gebunden

18,00 € [D]/18,60 € [A]/25,90 sFr.

ISBN 978-3-7160-2672-4

Erstverkaufstag: 1. August 2011



FRITZ J. RADDATZ

ICH HABE DICH ANDERS  
GEDACHT



ARCHE ERZÄHLUNG

[www.arche-verlag.com](http://www.arche-verlag.com)

Ich bin die Eule. Auf der Fotografie hänge ich am äußersten rechten Rand, in verängstigter Aggressivität, wie im Genist der Gartenbäume: scharfe Nase, vogelrunde, zu weit auseinanderstehende Augen, die groß flappenden Ohren Seitenlider, schwarz strubbelndes Haar. Abseits. Die Aufnahme – im Chamois-Ton, der das Jerseykleid der Frau bräunlich-samtig erscheinen und ihre lange Kette aus Bernstein leuchten läßt – zeigt eine kastanienbraun gelockte Frau mit dem Milchteint der Rothaarigen; ein Lächelgesicht im Glück. Mutter.

Sie sitzt schräg auf der Treppe, die, rechts und links von einem zum Garten hin auseinanderbiegenden Mäuerchen umfassen, enger werdend zu den Verandatüren des Hauses führt. Die mannhohen, schmalen Fensterläden zu beiden Seiten der Terrassenfenster sind von Efeu und Kletterrosen überwuchert, und die bräunliche Farbe des

Papierabzugs könnte glauben machen, man sähe das Blaulila und rostige Rosa der Hortensien, die über dem rundgebogenen Ende des Mäuerchens aufschäumen.

Neben der Mutter steht mein Bruder, ein staksiger, blondgescheitelter Fünfzehnjähriger, der mit der trotzigen Ungelenkheit dieses Alters elegant auszusehen versucht – ein Bein angewinkelt auf die nächsthöhere Treppenstufe gestellt und die rechte Hand aufs Knie gelegt; es sollte wohl lässig sein und wirkt nur gespreizt, zumal der karierte Kniestrumpf unter den Pfeffer-und-Salz-Knickerbockern heruntergerutscht ist.

Ganz oben, auf der Terrasse vor dem Haus, kann man einen Schaukelstuhl aus Bambus erkennen, einen Strohhut und darunter die auseinandergefaltete Zeitung mit den steifen großen Buchstaben »Berliner Lokalanzeiger«, 3. August 1930, »Schwere kommunistische Ausschreitungen in Moabit«. Ich weiß, daß der Lesende rote Lederpantoffeln mit Troddeln trägt, immer sonntags nachmittags zur Teestunde, die für uns beide, für Hansi und mich, die Kakaostunde ist. »Onkel Sami«. Ich liebe ihn, den untersetzt-stämmigen Mann mit den enormen rötlichen Augenbrauenbüschen und dem merkwürdig lang über den Kra-

gen fallenden Grauhaar, zum Abendessen eine Perle in der Krawatte und eine goldene Uhr mit Berlocken. Zum Abendessen sind wir selten hier.

Das Haus liebe ich noch mehr. Berlin-Wannsee: so weit. So hoch oben. So 1. Klasse. Zwei Jahre zuvor waren Hansi und ich, wir sollten eine ältliche Schwester des Vaters in der Nähe der Schneekoppe in Schlesien besuchen, im Zug ins falsche Abteil geraten, in die 1. Klasse, alles Samt und Mahagoni und blinkendes Messing, wir gehörten da nicht hin. Der Schaffner ermahnte uns mit herablassender Freundlichkeit, ein uniformierter Mathelehrer, der unter die falsch gelöste Aufgabe mit seiner Fahrkartenzange eine Fünf ins Heft lochte. »Ihr Stromer«, hatte er im Ton von »Nachsitzen« gesagt, wir mußten nicht nachsitzen, aber uns setzen, wohin wir gehörten.

Das Hortensienkissenhaus lag nicht an der Schneekoppe, es war einen Ausflug aufs Land entfernt von unserer Wohnung am Corso in Tempelhof. Da muß man die mächtige Bronzetür zu einem Treppenhaus mit Spiegeln und Marmor aufstemmen; es riecht leicht nach Bohnerwachs und dem Muff des dunkelgrünen Teppichs, der, in dicke Messingstangen eingeklemmt, die Hüpf Schritte

abpolstert, wenn man nicht auf den langsamen Fahrstuhl warten will, einen dämmrig beleuchteten Kasten mit Samtbank und Emailleschildern neben den Etagenknöpfen, an dem das einzig und immer wieder neu Vergnügliche die ächzend auf und zu scheppernden Scherengitter im Muster eines sich öffnenden oder schließenden Pfauenfächers sind.

Aus den Fenstern der Wohnung, hat man sich durch die Wolken von Gardinen und Vorhängen hindurchgewuselt, fällt der Blick auf die Putten der gegenüberliegenden Fassade, samstags vormittags auf einen Blumenstand und, wenn man sich in dem kleinen Erker zwischen zwei Palmen den Hals verrenkt, ganz schräg links auf die blau-rote Leuchtschrift des »Corso«-Kinos.

Vom Dampfer aus blickt man auf den See: Segelboote aus dunklem Mahagoni, weiße Ausflugsschiffe, auf deren blau gestrichenen Holzbänken Leute ihre Stullen auspacken und die Reste den akrobatisch geschickten Möwen zuwerfen. Ich habe das Haus von Dr. Steinkraut »Dampfer« getauft, und die gesamte Familie Moesgaard hat den Kosenamen übernommen, mein Bruder Hansi zuerst, schließlich auch der wenig zu Spielerischem neigende Vater. »Fahrt ihr am Samstag nachmittag zum Dampfer?« fragt er, wenn er nach dem Essen

seine Akten im Arbeitszimmer aufbaut. »Ich hole euch dann rechtzeitig ab.«

Für mich ist der Dampfer ein begehbares Spielzeug, immer in Bewegung, nicht dumpf, sondern hell, heiter, ohne Schnörkel an den Zimmerdecken und ohne dunkle Parkettflure. Er hat ein Deck, das ist die Terrasse, er hat ein eigenes Meer, das ist der Garten, in dessen Himbeerhecken ich mir die Haut zerkratze und auf dessen akkurat geharkten roten Kieswegen ich mir beim heimlichen Üben mit Onkel Samis Fahrrad die Knie blutig schürfe.

Ein Märchen, das lebt. Von den unmäßig genaschten Himbeeren, weißen Johannisbeeren und Brombeeren habe ich einmal Schande geerntet, Dünnschiff in der neuen Bleylehose; nur das Kölnisch Wasser aus der übergroßen Flasche 4711, mit dem die Mutter mich wieder und wieder abrieb, konnte mich neugierig versöhnen. Das schöne Fahrrad – ich bin vernarrt in das Spritzgeräusch der Kiessteinchen unter den Reifen – habe ich vor kurzem verbogen: Hinter dem Haus führt der Weg ein wenig abschüssig auf einen winzigen Schnatterteich zu, mit Enten und zwei Gänsen, und viel zu klein, um schon im Sattel zu sitzen, konnte ich den in Kopfhöhe ragenden Lenker mit den schwarzen

Gummigriffen, hinter dem ich auf der Fahrradstange hing, nicht meistern. Statt eines Donnerwetters gab es von Onkel Sami nur ein »Du brauchst bald ein eigenes«.

Onkel Sami, sehnsüchtig witternd begehrt, ist der Kapitän des Dampfers. Das weiträumige Haus – mit hellen Couchs statt der dunkelbraunsamtgerippten Sofa-Särge und mit weiß bespannten Einbauschränken statt der Walnußungetüme in Tempelhof – und sein Kapitän Sami in seinen strohfarbenen Leinenjacken und obligaten Saffianpantoffeln sind meine Knabenliebe. Vater in seinen grauen und braunen Zweireihern, spiegelblank geputzten Schuhen und mit dem Pelzkragen auf dem Wintermantel aus schwarzem Tuch ist ängstigende Wirklichkeit ohne Bauch; er hat verschiedenfarbige Augen, das linke ist grün, das rechte dunkelbraun – welches lächelt, welches droht? Sein scharf geschnittener Schnurrbart tut mir weh, der strenge Geruch nach Franzbranntwein und Rasierwasser kribbelt mir in der Nase.

Onkel Sami ist ein Fabelwesen mit Augen, die erzählen. Und er riecht nach Schokolade. Dr. Steinkraut ist Schokoladenfabrikant. Schokolade kenne ich nur als »Sarotti-Vollmilch«-Tafeln, einmal im

Jahr als Weihnachtsmann in silbernem und rotem Stanniolpapier, und dann zugeteilt. Sogar Mutter, die nicht zu Strenge neigt, hatte mir die kleinen Täfelchen weggenommen, als vor zwei Jahren in den Sommerferien an der Ostsee ein kleines Doppeldeckerflugzeug sie abgeworfen und ich japsend vor Gier welche aus den Wellen gefischt hatte. »Schokolade ist ungesund«, heißt es am Corso. Schokoladenfabrikant? Macht Onkel Sami Schokolade? Wie macht man Schokolade? Es hat für mich etwas Hexenhaftes. An einem Nachmittag zog er die Schublade eines winzigen Tischchens mit kleinen Elfenbeingriffen auf – zwei davon standen je neben zwei Sesseln, sie hatten oben eingelassene, verchromte Aschenbecher mit aufmontierten Streichholzhaltern – und zeigte mir sein silbernes Zigarrenetui und einen länglichen Karton, in dem kleine Stanniolflaschen lagen. Mit dem vertrauten »Verrat uns nicht«, mit dem er mir öfter Lakritzschnecken oder saure Drops in die Hosentaschen steckte, gab er mir eins der Fläschchen – es war Schokolade, und als ich es anbiß, schmeckte ich eine dicklich-scharfe Flüssigkeit. Mir wurde übel. Schokoladenfabrikant also?

Ich empfinde eine bitter ziehende, abstoßende Zärtlichkeit für Onkel Sami, so fremdnahsehn-

suchtsvollängstlich berühre ich, nimmt er mich in den Arm, das Schildpatt seiner Brille, als glitten meine Fingerspitzen über die Nägel von Winnetous Silberbüchse, und sein »Na, mein kleiner Achim-Affe« klingt wie Old Shatterhands »Ben Rih« im Ohr des Rappen. Ich liebe ihn anders, als ich die Eltern liebe. Hansi liebe ich nicht. Die sieben Jahre Altersunterschied? Wir sind zu gleichungleich.

Mutter zieht mich vor. Mutter ist zwei Mütter. Mutter von Hansi, Mutter von mir. Am Corso ist sie Hausfrau. Auf dem Dampfer ist sie Dame. Andere Kleider trägt sie dort, hellere, kürzere, die weißen, wehenden Kleider der Persil-Dame vom U-Bahnhof Wittenbergplatz. Neulich schmückten sie sogar Ohrringe und ein großer Hut mit Blumen. Zu Hause ist sie ständig besorgt. In ihrer Stimme klickert stets ein kleines Räuspern. Wenn sie Vater etwas fragt, klingt sie wie ein verlegener Gast, der sich entschuldigt. Sie sind höflich miteinander. Zum Abendessen zieht die Mutter sich stets um. Kaum Schmuck. Sie prüft, ob das Fischbesteck außen liegt und der Suppenlöffel vor dem für die Nachspeise. Jeder von uns hat einen Serviettenring mit Monogramm. Dem von Vater ist ein kleiner Stein eingefügt, ähnlich dem in seiner Krawatten-

nadel. Die wird nur zum Abendessen angesteckt, meist geht Mutter kurz zuvor hinüber zu Vater ins Ankleidezimmer und zupft ihn zurecht. Ohne ihn zu berühren. »Laß, du bringst mein Haar in Unordnung«, höre ich sie manchmal sagen. Ob sie als Kinder auch gespielt haben? Hat Vater Burgen am Strand gebaut, hat Mutter aus Modder Kuchen gebacken?

Was Vater mit seinen Akten macht, weiß ich nicht. Als ich in der Schule nach dem »Beruf des Vaters« gefragt wurde, konnte ich nicht antworten. »Womit verdient er denn sein Geld«, hakte die Lehrerin, die ich mag, nach. Ich weiß aber nicht, was Geld ist, woher es kommt, wenn ich um ein Eis am Stiel bettle, wenn wir bei Salamander in der Belle-Alliance-Straße Sandalen kaufen oder Mutter ihre Hüte und Handschuhe in Geschäften mit hohen Spiegeln. Manchmal kommt ein soldatisch wirkender junger Mann, Rudi, und holt oder bringt etwas »aus der Kanzlei«. Da ist Vater am Tage, wenn sich »das Fräulein« um den Haushalt kümmert. Das Fräulein heißt Gitta Groschek, und wenn Vater »Groschek« ruft statt »Gitta«, stimmt irgend etwas nicht. Bei mir stimmt sie immer. Sie läßt mich in der Küche mit einem Gummilöffel Schüsseln ausschlecken und kauft mir auf dem Markt

eine Banane, ein paar Pflaumen oder einen Pfirsich. Auf dem Dampfer liegen, auf einem Lattenrost im Keller, jeder einzeln in Seidenpapier gewickelt, bestimmt Hunderte von Pfirsichen, daneben stehen irdene Töpfe mit Marmelade, »eigene Ernte«.

Überhaupt der Dampfer. Er ist ohne Ordnung, ich darf in alle Zimmer, darf auch zu den Pfirsichen, darf den Finger in die Himbeermarmelade stecken. Dort gibt es drei »Fräuleins« und, selten, Tante Mary; sie ist so klein, Hansi ist fast schon genauso groß, wie ein Junge sieht sie aus mit ihrem kurzen schwarzen Haar, manchmal trägt sie sogar Hosen zu bunten Pullovern, und nie habe ich bei ihr Schuhe mit so hohen Absätzen gesehen wie bei meiner Mutter. Ihr Gesicht ist einer der Seidenpapierpfirsiche mit diesen rosafarbenen Tönen, manchmal leicht lila die Haut und ganz schräge Augenschlitze: eine Chinesin – so habe ich die mal in einem Bilderbuch entdeckt –, zierlich, behend, immer in Wirbelbewegung, und wenn sie mit den kleinen Silbertablets hantiert, denke ich, jeden Moment ertönt ein Gong.

Sie ist Onkel Samis Frau, aber krank. »Tante Mary ist lungenkrank, deswegen muß sie viel in der Schweiz sein«, hat mir Hansi erklärt, der gerne klug tut, und »sie ist Tänzerin«. Meine Frage, ob sie

denn immer tanze zu Grammophonplatten, auch am Tage und nicht nur abends spät, wie zuweilen am Corso getanzt wird, wenn Gäste da sind, konnte Hansi mir nicht beantworten. Ich hocke gern in Tante Marys Zimmer, das angefüllt ist mit unheimlichen Utensilien, Masken, bemalten Figuren und Ketten aus Muscheln und bunten Vogelfedern. Dann schaue ich ihr zu, wie sie mit Wasser und Tusche malt; ein Bild mit lila Bergen hinter einem grünen See hängt am Corso in meinem Zimmer. Tante Mary raucht aus einer langen schwarzen Spitze mit Silbermundstück kleine, dünne, nach Parfüm riechende Zigaretten, und nur dieses eine Mal habe ich von Onkel Sami einen Klaps auf den Mund bekommen, als ich zu ihr gesagt habe: »Machst du das wegen deiner Lunge?« Tante Mary ist Ausländerin. Da ist das wohl alles so. Wenn sie auf dem Dampfer ist, kommt die Mutter nicht mit. »Hansi ist schon groß genug, ihr könnt mit der S-Bahn fahren«, heißt es dann.

Eine Herrlichkeit weniger, denn Mutter hat das schönste Auto der Welt: einen grünen Adler-Zweitzer mit verchromten Speichenrädern, mit runterklappbarem Verdeck, und hinten, wo das Ersatzrad hängt, kann man eine Klappe mit zwei Sitzen

aus rotem Leder aufmachen – da sitzen Hansi und ich, vor uns Mutters Kopf, unter einer weißen Lederkappe quillt ihr kastanienbraunes Haar hervor, wir sausen die Avus entlang. »Ich bin meschugge nach Autos«, habe ich einmal beim Abendessen gesagt, »ich kenne fast schon alle Marken« – und habe eine solche Ohrfeige vom Vater bekommen, daß mein Kopf in den Eierkuchen mit Blaubeeren flog. »Hier wird nicht meschugge gesagt.«

Andererseits ist S-Bahnfahren eine Herrlichkeit mehr; die kleinen Pappfahrkarten, die gelocht werden müssen, der Geruch nach Eisen, Öl und vielen Menschen, das von Station zu Station wiederholte »Eiiinsteigen und Zuuu-rückbleiben« des Mannes mit der Kelle, die in ihre Gummilitzen knallenden Türen mit dem Schnappen des Riegelschlosses, die Plakate mit dem Sarotti-Neger oder dem Sekt-trinkenden Herrn im Smoking mit weißem Schal: Es ist aufregender als der Weihnachtsmarkt mit Riesenrad.

Wir steigen S-Bahnhof Tempelhof ein, und schon das Umsteigen in Schöneberg, die genieteten Eisenträger, die an grüngelb gekachelten Wänden heruntergleitende Rolltreppe – ein großes Abenteuer. Gleich hinter dem Bahnhof Schöneberg fährt die S-Bahn fast durch einen Friedhof hindurch,

dann passiert sie »Rathaus Steglitz«, dessen Zinnen und Türmchen herüberwinken; wir lachen über das Bahnsteigschild »Berlineckestraße« und später über den Stationsnamen »Sundgauer Straße« oder in Zehlendorf über die »Altvaterstraße«. Selbst Hansi weiß nicht, was Sundgau ist. Berlin riecht an jeder S-Bahnstation anders, hat einen immer anderen Himmel und franst von Halt zu Halt allmählich aus, erst Schrebergärten und Lauben entlang der Gleise, dann kleine Villen, dann blinkt rechts der Bahn der Schlachtensee hinter Kiefern. Wir wundern uns auch über »Nikolassee«, weil wir nur einen Nikolaus kennen, und Endstation Wannsee ist Ankunft in einem mit seiner Ferne und seinem Kiefernduft lockenden Ort. Wir atmen leise, als sei es verboten.